

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 35 (1955-1956)
Heft: 5-6

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER - RUNDSCHAU

Redaktion: Dr. F. Rieter

Wirklichkeit der Seele

Zum 80. Geburtstag von Carl Gustav Jung hat das Curatorium des C. G. Jung-Institutes, in Zusammenarbeit mit dem Rascher Verlag, eine zwei stattliche Bände umfassende Festschrift erscheinen lassen. Diese Publikation, an der fast alle Dozenten der Zürcher Unterrichts- und Forschungsstätte für analytische Psychologie beteiligt sind, legt von der Weite des Gebietes, mit dem das Werk Jungs in wechselseitig befruchtendem Zwiegespräch verbunden steht, eindruckliches Zeugnis ab.

Der erste Band bringt Arbeiten zu Theorie und Praxis der analytischen Psychologie. Liliane Frey verfolgt die Anfänge der Tiefenpsychologie vom «animalischen Magnetismus» Mesmers über die französische Suggestionstheorie und die Lehren von Charcot und Janet bis zu Freud und Jung — ein Stück Wissenschaftsgeschichte, an dem sich die Entwicklung unseres Denkens in den beiden letzten Jahrhunderten ausgezeichnet verfolgen läßt. — Von den weiteren theoretischen Beiträgen sei namentlich der Aufsatz von Albert Jung über Psychosomatik und Tiefenpsychologie erwähnt, der die enge Verbindung dieser Wissensgebiete mit der allgemeinen philosophischen Anthropologie erkennen läßt. — Eine Reihe kasuistischer Berichte demonstriert die vielseitige Anwendung der Jungschen Psychologie in der psychotherapeutischen Praxis.

Der zweite Band umfaßt Beiträge zur Kulturgeschichte. Hier findet sich die analytische Psychologie in Beziehung gesetzt zu den verschiedensten Gebieten der Geisteswissenschaft: Griechische (Karl Kerényi), ägyptische (H. Jacobsohn) und indianische (M. E. Schevill), Mythologie, Märchen (M.-L. v. Franz), Altes Testament (Riwkah Schärf), Kabbala (Siegmond Hurwitz), klassische

(Barbara Hannah) und moderne (Aniela Jaffé) Literatur und Malerei (Kurt Binswanger), Psychologie der Primitiven (Paul Radin) und der Religion (Hans Schär), ja sogar die Symbolik des klassischen Tanzes (G. P. Zacharias) eröffnen sich dem psychologischen Verstehen. Dabei ist hervorzuheben, daß die hier geübten Deutungen ihre Gegenstände in ihrer Eigenart voll bestehen lassen, ohne sie, wie dies häufig zu sehen ist, durch die Analyse zu zerstören. Ein schöner Beweis für die Offenheit des Jungschen Gesichtspunktes für alle Erscheinungsweisen des Menschlichen!

*

Es erhebt sich die Frage, in welcher Beziehung Breite und Tiefe des in dieser Festgabe vorliegenden Materials zu der Forscherpersönlichkeit des Gefeierten stehen. Wir dürfen eine Antwort auf diese Frage erwarten, wenn wir versuchen, Jungs wissenschaftlichen Lebensweg kurz nachzuzeichnen.

Wenn Jungs erste Publikationen auch vom Blickpunkt des Psychiaters aus verfaßt waren, so zeigte sich doch schon in den frühesten Untersuchungen seine Neigung, ungewohnten, nicht von allen gesehenen, aber zukunftsreichen Problemen nachzugehen. (Der Titel seiner Dissertation von 1902 lautete: «Zur Psychologie und Pathologie sog. okkultur Phänomene.») Wesentlich wurde ihm dabei vor allem die Begegnung mit der Psychoanalyse Sigmund Freuds. Es entstand — kurz nach der Jahrhundertwende — die sogenannte «Züricher Schule», als deren Haupt, neben Eugen Bleuler, C. G. Jung galt. Wenn neuerdings psychologische Betrachtung und psychotherapeutische Behandlung der Schizophrenien stark von sich reden machen, so muß mit

Nachdruck auf die Publikationen der in der Zürcher Schule vereinigten Forscher hingewiesen werden, die bereits zahlreiche Fälle von Schizophrenie dem psychologischen Verständnis zugänglich gemacht hatten.

Gerade die Studien an der Phänomenologie der Schizophrenie waren es, welche auch Jung die Zusammenhänge zwischen den Inhalten von Wahnideen einerseits und allgemeinen mythologischen und religiösen Vorstellungen der Menschheit anderseits erkennen ließen. Statt aber, wie Freud dies getan hatte, solche psychischen Produkte als «Sublimierungen» der persönlichen sexuellen Triebkraft zu erklären, schritt Jung weiter zur Annahme des von ihm so genannten «kollektiven Unbewußten», einer *objektiven* Psyche, deren Struktur im Hintergrund jeder Einzelseele steht und für sie bestimmend ist. Das monistische kausale Erklärungsprinzip der Freudschen Lehre wurde fallen gelassen. Nicht mehr wird der Trieb als alleinige Grundlage des psychischen Lebens aufgefaßt (wobei der Geist zu einer unter dem Zwang zum Triebverzicht erzeugten Ersatzbefriedigung wurde), sondern bestimmend wurde die ursprüngliche Ganzheit der Seele, welche allerdings in ihrer Erscheinung die Polarität von Trieb und Geist aufweist.

Ursprüngliche Ganzheit und Gegensatzstruktur der Psyche — damit ist der Kern der Jungschen Psychologie ausgesprochen und war zugleich die Richtung von Jungs weiterem Forschen vorgezeichnet. In jahrzehntelanger Auseinandersetzung mit den psychischen Schwierigkeiten seiner Patienten er-

kannte er die Notwendigkeit, dem in Unrast und Einseitigkeit gefangenen modernen Menschen den Weg zu neuer Orientierung an seinem eigenen Selbst zu weisen. Der Seele ist die Tendenz nach Wiederherstellung ihrer ursprünglichen Einheit immanent; es bedarf aber der Hinwendung des an die Welt verlorenen und an seiner Verlorenheit schwer leidenden Bewußtseins, die demütige Hingabe des Ich an die es tragenden und leitenden inneren Mächte. In reichstem Maße fand Jung Bestätigung und Ergänzung seiner Erkenntnisse in den Ausdrucksformen menschlichen Seins aller Zeiten und Kulturen. Das Wesen der Seele drückt sich ebenso aus in den ältesten Mythologien und Religionen wie im Christentum unserer Tage, in differenziertesten Kulturen wie bei primitiven Völkerschaften, in der hohen Dichtung wie im anspruchslosen Volksmärchen. Immer geht es dem Menschen darum, sich selber zu finden; war doch die lange vergessene Kunst der Alchemisten auch nur ein Weg zur Erkenntnis und Läuterung des eigenen Wesens. Und auch die universale Kulturgeschichte erweist sich als *ein* großer Prozeß der Bewußtwerdung und Selbstfindung des Menschen.

Bewußt oder unbewußt, zu seinem Heil oder Verderben, folgt der Mensch seinem eigensten Gesetz, das in den Geheimnissen seiner Seele beschlossen liegt. So ist die Seele Schöpferin und Gestalterin der Welt, in der wir leben; die Wirklichkeit der Welt ruht in der Wirklichkeit der Seele.

Caspar Toni Frey

Über Reich und Kultur der Hethiter

Der altgriechische Historiker *Herodot* beschreibt in seinem Werk ein Denkmal des ägyptischen Eroberers Sesostris an der Straße von Ephesos nach Phokaia, und der «Perieget» *Pausanias* berichtet, daß «die Magneten, welche den Norden des Sipylos bewohnen, am Fels des Koddinos das älteste Bildnis der Göttermutter von allen haben. Gemacht habe es, sagen die Magneten, Broteas, der Sohn des Tantalos». Wir wissen heute, daß es sich bei den erwähnten Felsreliefs in Westkleinasien um Werke

des altorientalischen Volkes der *Hethiter* handelt; aber das klassische Altertum hatte keine Kunde von diesem Volk. Und das Alte Testament hat zwar der modernen Altertumswissenschaft den Namen der Hethiter vermittelt, ihre einstige Bedeutung jedoch nicht im geringsten ahnen lassen.

Erst unser Jahrhundert hat die Hethiter wieder aus dem Dunkel der Geschichte zurückgeholt. Um die Wende vom dritten zum zweiten vorchristlichen Jahrtausend muß dieses Volk indoger-

manischer Abstammung in Kleinasien eingewandert sein, wo seine politisch führenden Köpfe in einzelnen der schon längst hier bestehenden Städte an die Macht gelangen. Im 17. Jahrhundert kommt es zur Gründung des sog. «Alten Reiches», das um die Mitte des 15. Jahrhunderts vom «Neuen Reich» abgelöst wird. Von 1400 bis 1200 v. Chr. dauert die große, die klassische Zeit der Hethiter. Jetzt gibt es im Grunde genommen nur zwei Großmächte in der damals bekannten Welt: Im Norden das Hethiter-Reich und im Süden das Pharaonen-Reich am Nil. Die Grenze der beiden Machtsphären bildet der *Nahr el Kelb*, der «Hundefluß» in Phönikien. Der Versuch des energischen *Ramses des Großen*, dieses Gleichgewicht im internationalen Kräftespiel zu seinen Gunsten zu stören, scheitert kläglich: bei der syrischen Festung *Kadesch* wird er in einer der berühmtesten Schlachten der Weltgeschichte vom Hethiterkönig *Muwattalli* entscheidend geschlagen, und in einem nicht minder berühmten Friedensvertrag garantieren sich die beiden Mächte den *status quo ante*. Um 1200 v. Chr. aber bereiten die aus dem Balkan einbrechenden Stämme der Phryger dem Hethiterreich ein jähes Ende. Nur im Südosten von Kleinasien und in Nordsyrien bewahrten ein paar Kleinstaaten noch ein halbes Jahrtausend lang hethitische Tradition; in sonderbarer Zähigkeit hielt sich hier eine provinzial-hethitische Kultur inmitten andersartiger Umgebung (Phönikier, Aramäer, Assyrer) bis gegen das Jahr 700 v. Chr. Und von diesen Spät-Hethitern gibt uns das Alte Testament noch einige wenige Kunde.

Kunstdenkmäler, die mit den Pyramiden und Totentempeln Ägyptens wetteifern könnten, hat dieses eigenartige Volk nicht aufzuweisen; ein so tief-sinniges Literaturwerk wie das sumerisch-babylonische *Gilgamesch*-Epos hat es auch nicht hervorgebracht, und seine Geschichte ist keineswegs durch eine feste militärisch-politische Konzeption bestimmt wie die der Assyrer. Trotzdem scheint es, als ob wir im Augenblick einer Hethiter-Mode entgegen gingen; innert einem halben Jahr sind nämlich gleich zwei deutschsprachige Bücher erschienen, die einem fachlich nicht vorgebildeten Publikum *die Welt der Hethiter* und die Geschichte von der *Entdeckung des Hethiter-Reiches* nahe brin-

gen wollen¹⁾. Und *warum* die Beschäftigung mit diesen Hethitern so reizvoll ist, das zeigen diese beiden Neuerscheinungen in schönster Weise. Denn auf den wilden Burgen in den engen Schluchten und an den schwarzen Bergen Anatoliens hauste damals ein Völklein, das hinter einer rauhen Schale ein weiches Herz und ein kindliches Gemüt verbarg, Menschen, die wir beim Kennenlernen einfach lieb gewinnen müssen. Eher unorientalisch erscheint uns manche Seite ihrer Kultur: Wiedergutmachung, nicht Vergeltung ist das leitende Prinzip ihres Rechtsdenkens; Verbündete, nicht Unterworfenen, will der Hethiter aus seinen besiegten Feinden machen; ihr König ist kein Gott oder Halbgott, sondern ein vom gesamten Adel kontrollierter Führer in Krieg und Frieden; hethitische Geschichtsschreibung hebt sich in ihrer Objektivität wohltuend ab von den großtönenden Berichten der ägyptischen Pharaonen und assyrischen Könige, und die hethitischen Götter sind ausländischen Gottheiten gegenüber ausgesprochen tolerant. Ähnliches finden wir in den künstlerischen Äußerungen: Geradezu rührend beschreibt der Hethiter die altvorderasiatische Liebesgöttin *Ishtar*: «Liebreiz (und Schönheit) laufen wie Hündlein hinter ihr her.» Und die Löwen-Plastiken an den Portalen ihrer Kleinstädte sehen in vielen Fällen so aus, als wollten sie im nächsten Augenblick dem Besucher die Pfote reichen. — Wie keine andere Erscheinung des Alten Orients spricht uns das Hethitertum menschlich an, auch wenn Fremdartiges und Unverständliches nicht ganz fehlt.

Angesichts dieses Themas ist es besonders erfreulich, daß die Bücher von Frau *Riemschneider* und *Ceram* sich in vielen Punkten zwar berühren, aber nicht konkurrenzieren, sondern sich vielmehr ergänzen. Die beiden Verfasser haben gegenseitig von ihren Plänen gewußt, ja noch mehr: in loyaler Weise — und «Loyalität» ist ein wichtiger Begriff in den hethitischen Staatsverträgen! — haben sie sich mit Abbildungsmaterial ausgeholfen, und Frau *Riemschneider* hat sogar die Korrekturen des

¹⁾ Margarete Riemschneider, *Die Welt der Hethiter*. Fretz & Wasmuth Verlag, Zürich 1954. C. W. Ceram, *Enge Schlucht und Schwarzer Berg*. Rowohlt Verlag, Hamburg 1955.

Ceram-Buches mitgelesen. Beide Bände sind sehr anschaulich und spannend geschrieben; Berichtigungen und Ergänzungen anzubringen, ist hier nicht der Ort, obwohl beide Werke dazu Anlaß geben. Dem aufmerksamen Leser wird es ohnehin nicht entgehen, daß zwischen den zwei Büchern da und dort ein Wi-

derspruch besteht; er wird zu Recht daraus schließen, daß in der jungen Hethitologie über manche Frage noch keine Einigung erzielt ist. Deshalb muß die Forschung weiter gehen: bei den Archäologen auf den Grabungsplätzen und bei den Philologen in Studierzimmern und Hörsälen. *Rudolf Werner*

Licht über Griechenland

Unser Schiff verläßt soeben in ruhiger Fahrt den Hafen von Korfu; zwar hatten wir nur kurze Stunden Zeit, die sonnendurchleuchtete Landschaft der Insel zu genießen, doch zeigte sich erneut das traumhaft schöne Tor zu Hellas von der besten Seite. Leicht bewegte See und reichgegliederte Küste bieten hier das erste Beispiel dieses für Griechenland so charakteristischen Zusammenspiels der Elemente, und zugleich wird einem schon hier bewußt, daß das eigentliche Leben von einem dritten Faktor abhängt, vom Licht. Es ist von der besonderen Klarheit, welche jede Linie ohne Brutalität hervorhebt, von einer Durchsichtigkeit, die selbst die Schatten durchdringt, und einer Variabilität, die in bezaubernder Vielfalt zum eigentlichen Lebensspender wird. Immer neu, Erinnerung und Sehnsucht zugleich, erlischt es für den, der es einmal erfaßte, nie: In diesem strahlenden Glanze erhofft er das Elysium.

Wird man den Eindruck dieses Lichtes je im fotografischen Bild einfangen können? Vor mir liegt der im Verlag Callwey, München, erschienene, großformatige Bilderband von *Herbert List*, dessen Titel *Licht über Hellas* den Anspruch anmeldet, die schwere Aufgabe zu lösen. Schlagen wir denn die Ansichten auf, die gerade Korfu betreffen (S. 158 ff.); die allbekannten Inselchen bei Kanoni und alte Olivenbäume, die freilich auch irgendwo anders stehen könnten. Zwei Fragen drängen sich sogleich auf: Befriedigen die gewählten Ausschnitte Erinnerung und Erwartung? Und vor allem: Liegt auf diesen Bildern wirklich das Licht, das der Titel verspricht? Wenn ich beides zunächst zu bejahen zögere, so weiß ich, daß ich damit dem Buch Unrecht tue; denn — um mit dem zweiten Punkte zu beginnen — gerade durch diese mit Begei-

sterung und Liebe aufgenommenen Ansichten wird klar, welche wesentliche Rolle in diesen Gegenden die Farbe spielt, die dem Schwarz-Weißbild entgeht.

Ich sehe noch die zahlreichen Kullissen, die heute früh vom korfutischen Gestade aufsteigend in zarten Nuancen in die Ferne wiesen, die letzte äußerst fein, wie mit Silberstift auf dem noch blassen Himmelsgrunde ausgezogen, kaum wahrnehmbar. In wenigen Augenblicken wandelte sich alles durch das sich ankündende Licht der rosenfingrigen Eos. Oder denken wir an die unvergänglichen Eindrücke, die uns Griechenlands heiligster Ort, die Akropolis von Athen, immer wieder gewährt: Sie ruht in einer eigentlichen Flut des Lichts; aber es spielt in tausend Farben, die Schatten selbst der Mittagsstunde sind nie schwarz, in zarten Tönen erglänzt der frühe Morgen, leuchtendes Gold und tiefes Violett bringt der Abend, und bei aufsteigendem Mond flimmert silbernes Licht. Das Erstaunlichste aber sind die Augenblicke des Gewitters und des Sturms, wenn es wetterleuchtet und die regennassen Felsen sich lila-rot färben.

Da freue ich mich nun aufrichtig, vieles auf den Aufnahmen Herbert Lists wiederzufinden; trotz der offenbar unvermeidlichen Härte des Druckverfahrens huschen die Lichter (24 ff.) und strahlen die Steine (27 f.). — Über die Wahl der dargestellten Objekte will ich nicht rechten; jeder würde sie wohl anders treffen; ich werde durch die ganze Skala hindurchgeführt, von der Ablehnung (z. B. 37, 63, 219, 235) bis zum hellen Entzücken. List ordnet seine Aufnahmen nach geographischen Gesichtspunkten; dies gilt im weitesten Sinne; denn des Fotografen offener Blick umfaßt Fels und Strauch, Tier und Mensch,

und manchmal werden Dinge lebendig, die nicht zum Visuellen zu gehören scheinen: Das Zirpen der Zikaden an den knorrigen Bäumen, oder die mächtige Sprache der Tragödie in den herrlichen Theatern. Vielleicht liegt gerade darin eine Stärke des Bandes, daß er auch zu Widerspruch reizt. Nicht ganz selten scheint mir das beneidenswerte Großformat nicht recht ausgenützt, wenn ein guter Teil der Seite weiß

bleibt. Aber im ganzen bleibt es ein schönes Buch, das viel Geschmack und Einfühlung, viel Liebe zu Griechenland und ausnehmendes handwerkliches Können an den Tag legt.

Der einleitende Essay des Archäologen *W. H. Schuchhardt* ist eine willkommene Perle.

Felix Busigny

Im Lichte von Hellas, 12. Juli 1955.

Kunst der Griechen

Das Buch, das hier angezeigt werden soll, hat Reklame nicht nötig; vor mehr als Jahresfrist ist *Arnold von Salis' Kunst der Griechen* in vierter, verbesserter Auflage in der von W. Rüegg herausgegebenen Erasmus-Bibliothek des Artemis-Verlages erschienen, und der Erfolg im Buchhandel zeigt, daß das Werk aus der Zeit des ersten Weltkrieges kaum von seiner Aktualität eingebüßt hat. Mit Spannung liest man die 300 Seiten, auf denen in herrlich fließender, bilderreicher Sprache ein Überblick über die innere Geschichte der griechischen Kunst vom kretischen Vorspiel bis zu ihrem Einmünden in die römische Reichskunst gegeben wird. Es mag gleich vorausgenommen sein, daß die Neubearbeitung für diese Ausgabe tief greift, Überholtes ausmerzt, wesentliche Ergebnisse klarer herausstellt, gewichtige Neufunde einbezieht, wie etwa die Metopen vom Sele, die olympischen bronzenen Schildreliefs oder den Themistokles von Ostia. Ältere Kunstgeschichten lieferten ein Kompendium des bekannten Materials; von Salis als Wölfflinschüler ist der erste, der — für das Gebiet der griechischen Archäologie — die Stufen der inneren Entwicklung des Formsinns zu gewinnen sucht. Basis waren ihm die Methoden des Lehrers und eine ungewöhnlich breite und tiefe Fülle an Wissen. Ausgedehnte Kenntnis der griechischen Literatur ermöglichte immer wieder Ausblicke auf Parallelercheinungen an dem anderen großen Kunstzweig und die Heranziehung der antiken Schriftquellen, die Auskunft geben über Meinungen und Forderungen jener, denen die ungeheure Fülle des Materials noch ungekürzt vor Augen stand. Im Vergleich zum einst Vorhandenen

hat unsere Zeit mit nur spärlichen Trümmern zu arbeiten; und doch gelingt es, durch liebevolle Betrachtung vorzudringen zu den Wurzeln einer gesetzmäßigen Entfaltung der Formensprache.

Drei große Abschnitte gliedern den Fluß der Erscheinungen: archaische, klassische, hellenistische Kunst. Die begriffliche Klarheit, mit der operiert wird, äußert sich schon in den Untertiteln dieser Kapitel, beispielsweise für die klassische Zeit: 1. Befreiung: Schlichtheit und Größe — Der Wille zur Wahrheit — Geistige Werte, 2. Die Gesetze der Freiheit: Bewegtheit — Schönheit — Harmonie, 3. Auflockerung: Entkräftung der Form — Weiche und weichliche Art. Die klassische Zeit bildet auch den eigentlichen Höhepunkt des Buches, denn «... man kann wohl sagen, daß während ihrer Dauer die nationale Eigenart am reinsten sich entfaltet hat. Niemals sonst ist die griechische Kunst so ‚griechisch‘ gewesen, so unabhängig und kaum berührt von ausländischen Einflüssen». In dieser Unberührtheit erwächst jenes reine Menschenbild, das fortan Ideal der abendländischen Kultur für mehr als zwei Jahrtausende werden sollte, weil es in göttlicher Schönheit schwebt zwischen Gesetz und Freiheit. Hier zuerst wird für die Kunst das Innenleben, die Seele entdeckt, die im schönen, bewegten Körper ihren Ausdruck findet. Die Stilgeschichte wird in diesem Buch also nicht als etwas Äußeres behandelt, sondern als Spiegelung jeweiliger geistiger und seelischer Gehalte verstanden, die bei den Griechen einen in dieser geläuterten Klarheit und Reinheit nie wiederkehrenden Ausdruck gefunden hat. Gegeben wird nicht nur eine Analyse von Körper-

bau und Faltenwurf, es wird zu zeigen versucht, warum die Falten so und nicht anders fallen müssen, wie auch in diesem scheinbar toten Stoff lebendiges Leben sich offenbart. Als Beispiel für die Beseelung der Materie im klassischen Zeitalter steht der dorische Tempel, an dessen Schwellungen und Kurvaturen sich die bei der Plastik verhüllter liegenden Formgesetze messen lassen. Schlüssel zum Geheimnis solcher Vollendung ist die Schönheit, die als stille Hüterin mitten im bewegten Leben steht, «... und dem Gesetz ihres Willens hat sich jede Linie zu beugen». Diese Schönheit hat etwas Verklärtes, da sie, sublimiert aus dem Fluß wechselnder Erscheinungen der Natur, das Irdische als Idee dem Göttlichen nahe bringt. Niemals waren die Götter so menschlich, die Menschen so göttlich wie in jener kurzen Spanne zwischen Perserkriegen und Alexanderzeit.

Mit nicht weniger tiefem Einfühlen dringt von Salis in die Probleme des Hellenismus ein, der mit seinen vielfach schillernden Aspekten lange unverstanden blieb. Erst unsere Zeit wird ihm gerecht in der Erkenntnis einer eigenartigen Wesensverwandtschaft mit der neueren Kunst: der Apoxyomenos des Lysipp ist der erste moderne Mensch! Eine großartige Definition stößt zu den Grundlagen dieser gegenüber dem Klassischen so veränderten geistigen Haltung, die in der Befreiung der Individualität von allen Fesseln ihre Wurzeln hat: «Die Frage, ob etwas „schön“ sei, im Sinne des Vollkommenen und Fehlerfreien, hat für die Kunst des Hellenismus nicht mehr die gleiche Bedeutung wie vordem. Sie hält die Fackel der Wahrheit in der Hand, und alles,

was in ihrem Glanz erstrahlt, verdient es auch gesehen zu werden. ... Und nun zieht das Leben, wie es wirklich ist, mit seinem Schimmer und mit seinem Schatten, mit Blütenduft und herbem Erdgeruch in die so lange Zeit dem Kult des Reinen und Schönen allein geweihten Räume ein.» Naturgemäß bildet einen Höhepunkt jeder Würdigung der hellenistischen Kunst Pergamon, durch dessen leidenschaftliche Formen schon der ganz junge Gelehrte sich hingerissen fühlte: als erster hat er in seinem Frühwerk «Der Altar von Pergamon» 1912 eine geistesgeschichtliche und stilistische Einordnung der überwältigenden Funde gegeben, die noch jetzt in der Fachliteratur mit an vorderster Stelle steht.

Heute, über siebzigjährig, blickt Arnold von Salis auf eine reiche Forscher- und Lehrtätigkeit an verschiedenen deutschsprachigen Universitäten zurück. Er war berufen, kraft seiner künstlerisch sensiblen Natur und einer tiefen Wissensfülle auf dem Gebiet der alten und der neuen Kunst, Begeisterung zu wecken. Wer das Glück hatte, seine Vorlesungen zu hören, wird sich an den mitreißenden Flug der Gedanken erinnern, und die selbe strahlende Kraft eignet dem Buch, das, mit dem Feuer der Jugend geschrieben, vom Jugendalter der europäischen Kunst handelt. Man möchte die Worte Bacons darunter setzen: «antiquitas saeculi iuventus mundi, nostra profecto sunt antiqua tempora, cum mundus iam senuerit», das Altertum ist die Jugend der Welt; in Wirklichkeit ist unsere Zeit alt, da die Welt greisenhaft geworden.

Ines Jucker

Die echten Briefe Platons

Sich in Briefe bedeutender Männer zu vertiefen, hatte zu allen Zeiten etwas Verlockendes. Dahinter mag ebenso sehr die Hoffnung stehen, dem bewunderten Genie nahezukommen, wie auch das Verlangen, hinter die Kulissen zu sehen und beim Großen das menschlich Allzumenschliche zu erhaschen.

Von Platon sind in der Sammlung seiner Werke dreizehn Briefe überliefert. Daß gerade bei ihm ein solches

Offenbaren des Persönlichen dem leidenschaftlichen Interesse aller Freunde des Philosophen begegnen muß, ist selbstverständlich, hat er doch in seinen Dialogen fast immer Sokrates zum Träger der Gedankenführung gemacht, ohne je in eigenem Namen hervortreten. So scheinen diese Briefe die Möglichkeit zu bieten, eine oft schmerzhaft empfundene Lücke in der Erfassung Platons zu schließen.

Die Freude an diesen einzigartigen Dokumenten wird aber dadurch vergällt, daß eine Eintretensfrage einer letzten Lösung immer noch harrt: Sind die unter dem Namen Platons tradierten Briefe echt, oder stellen sie mehr oder weniger geschickte Unterschiebungen dar? Der Zweifel ist nur allzu berechtigt, wenn man erwägt, mit welcher Unbekümmertheit, die uns Moderne fast frivol anmutet, das Altertum Reden und Briefe bekannter Männer erfunden hat, sei es, um persönliche Bekenntnisse zu fingieren, sei es, um geahnte oder ersehnte Beziehungen zwischen zwei Menschen zu einer Scheinrealität zu erheben; man denke etwa an den gefälschten Briefwechsel zwischen dem stoischen Philosophen Seneca und dem Apostel Paulus. Daß solche Erfindungen im antiken Rhetorikunterricht sogar schulmäßig betrieben wurden, kompliziert die Verhältnisse noch mehr.

Die uns unter dem Namen Platons vorliegenden Briefe müssen allerdings — auch wenn sie unecht sein sollten — früh entstanden sein. Der berühmte Philologe Aristophanes von Byzanz führt sie gegen Ende des 3. vorchristlichen Jahrhunderts in seinem Verzeichnis der Platonischen Werke auf und bekennt sich damit auch zu ihrer Echtheit. Trotzdem hat in der Neuzeit die im 18. Jahrhundert einsetzende philologische Kritik vorerst die Briefe Platons in ihrer Gesamtheit als unecht erklärt, bis dann, vor allem in den letzten Jahrzehnten, eine differenzierte Untersuchung bei jedem Brief die Echtheitsfrage gesondert stellte und zu einer Scheidung in echte und unechte gelangte. An dieser Sichtung maßgebend beteiligt war *Ernst Howald*, der in einer wissenschaftlichen Ausgabe der Platonischen Briefe (Zürich 1923) mit Berücksichtigung aller vorliegenden Einzelerkenntnisse den sechsten, siebten und achten Brief als echt erklärte, eine Ausscheidung, die trotz vieler seither geäußelter Bedenken und Neuinterpretationen auch heute noch die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Diese drei von ihm als echt anerkannten Briefe stellt nun *Howald* im Rahmen der *Bibliothek der alten Welt* unter dem Titel *Die echten Briefe Platons* in einer Ausgabe zusammen, wobei dem griechischen Text die Übersetzung des Herausgebers gegenübergestellt ist¹⁾. Eine Einführung enthält nach einer all-

gemeinen Einleitungspartie für jeden Brief eine eigene Deutung. Als Beispiel eines unechten Briefes ist, ebenfalls mit einer Einleitung versehen, der zweite Brief beigegeben. Anmerkungen zu einzelnen Briefstellen und eine Zusammenstellung der wichtigsten wissenschaftlichen Literatur schließen den schlanken Band von 180 Seiten, der es verdient, in die Hand vieler Freunde Platons zu kommen.

Dadurch nämlich, daß die — teilweise recht unerfreulichen — unechten Briefe ausgeschieden sind, bekommen die als echt angesprochenen ihren besonderen Glanz. Da ist der sechste Brief, von Howald in einer meisterhaften Einleitung interpretiert, ein besonders charmantes Stück der Sammlung: In jener unnachahmlichen Mischung von Ernst und Scherz, die Platon eignet, versucht er, drei Männer zu einem Freundschaftsbund zu bewegen. — Als schon dem Umfang nach dominierendes Hauptstück steht in der Mitte der siebte Brief. Es ist ein Schreiben an eine politische Gruppe in Sizilien, gleichzeitig aber auch ein Manifest an die gesamte griechische Welt, das Rechenschaft über Platons Beziehungen zu Dionysios II., dem Tyrannen von Syrakus, gibt. Bekanntlich hatte Platon gehofft, auf dem Weg über eine philosophische Ausbildung des jungen Herrschers sein Staatsideal in die Wirklichkeit umzusetzen. Es mißlang ihm, zum Schmerz und auch zur Schadenfreude der Zeitgenossen. Eingelegt ist in diesen Brief ein erkenntniskritischer Abschnitt, dem Howald ein besonderes Kapitel seiner Einleitung widmet. Die Partie ist von Platon als Beweisführung gegen jeden gestaltet, der letzte philosophische Erkenntnisse der Schrift anvertrauen wollte. Dionysios hatte sich nämlich angemaßt, ein philosophisches Buch herauszugeben, das von den Zeitgenossen als Niederschlag der — durch die Schuld des Tyrannen gar nicht erfolgten — philosophischen Schulung durch Platon angesprochen werden mußte. In diesem Zusammenhang ist wohl jener die Verehrer Platons immer wieder irritierende Satz zu verstehen (S. 107): «Von mir wenigstens gibt es keine Schrift darüber und wird es sicher auch nie eine geben; denn das läßt sich nicht in Worte fassen wie andere Wissenschaften, sondern aus dem Zusammensein in ständiger Bemühung um das Problem und aus dem Zusammenleben

entsteht es plötzlich wie ein Licht, das von einem springenden Funken entfacht wird, in der Seele und nährt sich dann weiter.» — Der achte Brief ist an dieselben Männer gerichtet, schließt sich auch im Inhalt eng an den vorausgehenden an; allerdings gibt das Verhältnis zwischen beiden Schreiben eine Reihe von Rätseln auf, von denen auch Howald bekennen muß, daß er sie nicht zu lösen vermag.

Die Lektüre des vorliegenden Bandes wird dem Leser zum hohen Genuß. Neben den fesselnden Einleitungskapiteln ist es vor allem die Übersetzungskunst Howalds, die dem Buch seinen Wert verleiht. Es gelingt hier, zwei fast unvereinbare Forderungen zu erfüllen: die Nuance des Originals durchschimmern zu lassen und trotzdem einen deutschen Text zu geben, der gerade den des Griechischen unkundigen Leser fesseln

muß. Diese Qualitäten machen auch den — vom Herausgeber selbst am klarsten gesehenen — Einwand zur zweiten Sorge: Wer mit der Problematik der Echtheitsfrage nicht vertraut ist, wird mit allzu großer Zuversicht die durch die vorliegende Ausgabe entschiedene Trennung in echte und unechte Briefe hinnehmen, um so mehr, wenn man sich von den Ausführungen Howalds leiten läßt, die, einmal gelesen, den unvoreingenommenen Leser mit ihrer fesselnden Überzeugungskraft in ihren Bann zwingen und ihm kaum mehr erlauben, die vorgeführten Probleme anders zu sehen.

Ernst Gegenschatz

¹⁾ Die echten Briefe Platons, übertragen und eingeleitet von Ernst Howald. Artemis-Verlag, Zürich 1951.

Mensch und Erde

Der wachsende Erfolg und Widerhall der alljährlich im Sommer in *Ascona* stattfindenden *Eranos-Tagungen* beweist das Bedürfnis vieler geistig interessierter Menschen, aus der Vielfalt der zivilisatorischen Erscheinungen der Gegenwart zu einer einheitlicheren Weltanschauung zu kommen. Denn es geht ja bei diesen Tagungen, wo prominente Redner, meist Wissenschaftler, verschiedenster Einstellung und Nationalität über ein gegebenes Thema sprechen — jeder vom Blickwinkel seiner Wissenschaft und seines Interessensekretes aus —, um die Zusammenschau von Einzelergebnissen und damit um eine Sinnbedeutung des menschlichen Daseins. Das Charakteristische der Themenstellungen besteht dabei in der Tatsache, daß immer Grundsätzliches, in der Terminologie C. G. Jungs gesprochen «Archetypisches» zur Behandlung kommt, was schon seiner Natur nach anregt und im Grunde genommen unausschöpflich ist. Das sieht man besonders am jüngsten *Eranos-Jahrbuch*, welches die Referate der letztjährigen Tagung zusammenfaßt und wiedergibt¹⁾. Das Thema lautete *Mensch und Erde*, und allein schon der Umstand, daß — wie frühere Jahre — Psychologen, Biologen, Theologen und Philologen zu Wort kamen, mag eine Vorstellung von

dem Reichtum der aufgeworfenen Fragen und von den verschiedenen Blickwinkeln vermitteln, unter denen sie beantwortet wurden. So untersuchte *Erich Neumann* in seinem Referat «Die Bedeutung des Erdarchetyps für die Neuzeit» die Rolle des Irdischen im Bewußtsein und Unbewußten des modernen Menschen und kam u. a. zu folgenden Überlegungen: «Die psychologische Vererdung des modernen Menschen ist nicht einfach zu beschreiben, denn es handelt sich keineswegs darum, daß er im primitiven Sinne des Wortes ‚materialistisch‘ geworden sei, obgleich auch das in hohem Maße der Fall ist und mit in das Bild seiner Vererdung hineingeht. Wesentlicher ist das Ertrinken des menschlichen Bewußtseins in Fakten und Daten, seine Überwältigung und Überflutung durch Tatsachen auf unendlich vielen Gebieten, die für ein Einzelbewußtsein nicht einheitlich zu ordnen, geschweige denn zu verarbeiten sind. Die uns allen bekannte Situation der Aufspaltung in unendlich viele Disziplinen und Spezialisierungen hat dazu geführt, daß der moderne Mensch kein einheitliches Weltbild mehr besitzt, sondern sich mit einem seltsamen Konglomerat aus alten weltanschaulichen Bruchstücken, neuen Einsichten, un-

überprüften Auffassungen usw. begnügt.»

Spezieller, wenn auch nicht unbedingt spezialistenhafter, behandeln andere Referenten das Thema «Mensch und Erde». Interessant ist vor allem *Gershom Scholems* Untersuchung über «Die Vorstellung vom Golem in ihren tellurischen und magischen Beziehungen». Der Golem selbst ist ja eine archetypische Erdgestalt, ein durch magische Kunst vom Menschen geschaffenes künstliches Wesen, und rückwirkend wieder von unheimlicher magischer Wirkung auf den Menschen. Wer sich mit ihm beschäftigte, beschäftigte sich mit dem Problem des Irdischen von seiner unheimlichsten Seite her.

In die Kirchengeschichte führt *Ernst Benz* mit seiner Untersuchung «Die Heilige Höhle in der Alten Christenheit und in der östlich-orthodoxen

Kirche» und *Jean Daniélou* mit seiner Vorlesung «Terre et Paradis chez les Pères de l'Eglise»; in das östliche Geistesleben weisen u. a. *Daisetz T. Suzuki* mit «The Role of Nature in Zen Buddhism» und *Giuseppe Tuccis* Vortrag «Earth in India and Tibet». — Wie schon mehrere Jahre zuvor bringt auch in diesem Band der Basler Biologe *Adolf Portmann* mit seinem Referat («Die Erde als Heimat des Lebens») eine zugleich ideenreiche, wie auch überlegene Note in die Reihe der publizierten Vorlesungen. An Naheliegenderes anknüpfend, dabei in geistvolle Tiefen dringend, versteht er es, auch einem größeren Publikum allgemeinere wissenschaftliche Fragen verständlich darzubringen.

Jürg Fierz

¹⁾ Eranos-Jahrbuch 1953 (Band XXII). Rhein-Verlag, Zürich 1954.

Ein Tessiner Roman

Wer immer *Elena Bonzanigo* aus den «Storielle primaverili»¹⁾, ihren reizvollen Kindheitserinnerungen, kennt und aus ihrem zur Zeit des Frühbarocks spielenden lebenssprühenden Roman «Serena Serodine»²⁾, wird sich besonders freuen an ihrem unlängst erschienenen Roman «Oltre le mura», «Hinaus aus den Mauern»³⁾. Der erste Roman schildert die bewegte, teils tragische Jugend der (von der Dichterin erdachten) Tochter Battista Serodines, des für etliche Jahre nach Italien ausgewanderten asconesischen Bildhauers, schildert ihre Entwicklung zur Malerin, ihre Verheiratung mit dem Maler und Hauptmann Gualtiero von Roll. Der zweite (erfaßbar, genießbar ohne Kenntnis des vorangegangenen) erzählt die Geschehnisse Gualtarios und Serenas zu Beginn ihres Ehelebens.

Das junge Paar läßt sich nieder in der Vignaccia, der heutigen Ca' di ferro bei Locarno, deren Besitzer, Gualtarios Onkel Ascanio a Pro, sich der Rekrutierung und Ausbildung forschender Söldner widmet. Gualtiero steht ihm als Instruktor zur Seite. Bald aber wird er mit einer Söldnerschar nach Frankreich abgeordnet und gerät in dreijährige Gefangenschaft. Derweilen bleibt Serena den Gehässigkeiten der eifersüch-

tigen Kusine ausgesetzt und, während einer Abwesenheit Ascanios, wird sie von ihr vertrieben. Bei seiner Rückkehr in die Vignaccia vernimmt Gualtiero Serenas bittere Erfahrungen, doch kann und will er nicht glauben, daß sie und sein Söhnchen der Pest zum Opfer gefallen seien, und er reitet aus auf die Suche.

Nach verzweifelterm Hin und Her durch Bellinzona, nach erregten Gesprächen, bunten Szenen mit Gewährsleuten aller Art, nach leidenschaftlichem Wortwechsel mit Bruder Umilio, dem zum Kapuziner bekehrten Bänkelsänger, der Serena auf abenteuerlichen Wegen beschützt hatte, weiß er, daß Gualtierino zwar der Seuche erlag, nicht aber Serena, daß diese, zermürbt, sich zu den Bellenzer Ursulinerinnen flüchtete und nunmehr gewillt ist, Klosterfrau zu werden. Bangen Herzens begibt er sich an ihre Zufluchtsstätte, versteht es, die Enttäuschung, Verschüchterte aufzuklären über seine harten, in der Fremde verbrachten Jahre — ohne gewisse, wenn noch so flüchtige Stunden ehelicher Untreue, von denen sie Kunde, ja Beweis erhalten hatte, zu verschweigen —, versteht es, sie aufzurichten, sie von seiner geläuterten, gefestigten Liebe zu überzeugen, und es gelingt ihm, sie für sich

zurückzugewinnen, sie aus den Mauern des Klosters hinauszuführen: «oltre le mura, nel sole». Ein neues, durch beider Leiden geweihtes Leben versprechen sich die Neuverbundenen, eine neue, von innen her lichte Gemeinsamkeit.

Im Gegensatz zum Roman «Serena Serodine», dem epische Breite eignet, eignet diesem, bei aller Fülle, bei aller Farbigkeit, rasche dramatische Abwicklung. Ihm eignet auch Wärme und Einheit des Tones, schon weil die ganze, an Serena gerichtete Erzählung aus Gualtios Mund hervorgeht, aus dem intensivst mitbeteiligten Ich. Ein Verfahren, dessen Tücken die Dichterin fast durchweg zu meistern vermag. Verschiedenes andere wäre dem fesselnden Roman nachzurufen: in knappen Zügen anschaulich historische Hintergründung

der Ehefabel, Verwobensein von Landschaft und Handlung, Einprägsamkeit der mannigfachen Gestalten, Lebendigkeit der häufig verwendeten Gesprächsform, Gleichgewicht von Pathos und Humor. Nicht umsonst hat Elena Bonzanigo zehn Jahre lang mit nimmermüdem Kunstfleiß sich um ihr jüngstes Werk bemüht. Errungen hat sie dabei, und dies besagt nicht wenig, ein, gegenüber dem früheren, noch glückhafteres Fabulieren, welches, aus tiefen Schichten, reich und rein hervorquillt.

Elsa Nerina Baragiola

¹⁾ Orell Füßli, Zürich, 2. Aufl. 1943. ²⁾ Mazzuconi, Lugano 1944. ³⁾ Eb. 1955.

Diktierapparat DICTAPHONE

Neuestes Modell Time-Master 5 - das Spitzenzeugnis der größten und erfahrensten Spezialfabrik. Elektronisch verstärkte, sichtbare und unauslöschbare Diktataufnahme auf ein federleichtes unzerbrechliches Plasticband. Einfach in der Handhabung durch Chef und Sekretärin und sehr zuverlässig. Unterlagen über die glänzende Rendite stehen zur Verfügung.

RN FÄCHER-KARTEI

die Schnell-Kartei für Büro und Reise. Vorzüge dieser im In- und Ausland seit Jahren bewährten RN-Spezialität: geringer Platzbedarf, Karten öffnen sich selbsttätig zu vortrefflicher Übersicht auf Anschriften und Signale, vielfältige Signalisationsmöglichkeiten, preiswert in Anschaffung und Unterhalt. Kostenlose, zuverlässige Beratung in allen Kartei-Fragen.

Schreibmaschinen SMITH-CORONA

Jede Smith-Corona (Portable-Modelle ab Fr. 295.—) ist das Ergebnis 50jähriger Erfahrung und Pionierarbeit im Schreibmaschinenbau. Besondere Merkmale: schöne Schrift, leichter und leiser Gang, mühelose Umschaltung, sinnreich und griffsicher angeordnete Bedienungsorgane. Kostenlose und unverbindliche Probestellung! Ausstellung: Beethovenstr. 49/Gartenstr.

Prospekte bereitwillig von



Bahnhofstraße 22
Zürich, Tel. (051) 23 37 07



INH.: PRIMUS BON TEL. 23 46 44

Der Treffpunkt für geschäftliche
Besprechungen und das gediegene
Restaurant im I. Stock